

Abend-



Zeitung.

Dreihunddreißigster Jahrgang.

41.

Donnerstag, am 18. October 1849.

Die Gerichtssitzungen in der Londoner Westminster-Halle.

Vier Mal im Jahre melden die Londoner Zeitungen: „Morgen am ersten Tage der Gerichtssitzung wird der Lord Kanzler in seiner Wohnung die Richter und Sachwalter empfangen und darauf die Eröffnung der Gerichtshöfe unter den üblichen Feierlichkeiten vornehmen.“ Der damit gemeinten Gerichtshöfe sind fünf: Court of Chancery, Exchequer Chamber, Queen's Bench, Common Pleas und Exchequer, und sie sitzen in der stattlichen, von Wilhelm Rufus erbauten Westminster-Halle vom 11. bis 31. Januar (Hilary Term.), 15. April bis 8. Mai (Easter Term.), 22. Mai bis 12. Juni (Trinity Term.), 2. bis 25. Nov. (Michaelmas Term.). Dies sind die vier Jahreszeiten der Londoner Sachwalter, von den Thomson'schen auch insofern unterschieden, als jede derselben einen Frühling und Herbst, eine Säe- und eine Erntezeit hat — vier Ernten in einem Jahre. Obwohl die Lage dieser Gerichtssitzungen sich in London nicht so bemerkbar machen wie die Zeit der Assisen in einer Provinzialstadt, so bleiben sie doch auch, namentlich in dem Theile Londons,

wo die Westminster-Halle steht, keineswegs unmerklich. Die zuführenden Straßen und Gassen erhalten eine lebendigere Physiognomie, die Cabführer auf Palace-Yard erscheinen zahlreicher, werden öfter gerufen und schlummern weniger; durch alle vom Tempel in Whitehall ausmündenden Zugänge ergießt sich ein Strom bleicher und rother Advocatengesichter, eiliger Schreiber mit blauen bauschigen Beuteln, meist wohlbeleibter Notare und untergeordneter Myrmidonen der Ausleger der Gesetze. Zwischen inne wandeln, was man hier sonst selten sieht, von ihren Wohnungen nach der „Halle“ junge und alte unbeschäftigte Juristen, Arm in Arm, langsam, plaudernd und lachend, und kommen nach kurzer Frist ebenso zurück. Man nennt diese Peripathetiker oder spazierenden Rechtsgelehrten Straßenpraktikanten.

Am Tage der Eröffnung der Gerichtshöfe ist die Bewegung am stärksten. Es sammeln sich Haufen Neugieriger, die personifizierte Majestät des Rechts zu schauen. Im Innern der von keinem Pfeiler getragenen, 270 Fuß langen, 74 Fuß breiten und 90 Fuß hohen Halle fehlt es nicht an feinen weiblichen Toiletten, welche unter dem Schutze solcher ihrer männlichen Bekannten, denen die Befugniß zusteht, hier zu sein, und die heute

dieselben vorzugsweise geltend machen, den Saal auf und ab rauschen. Vor der Halle rasseln Wagen ab und zu und üben Polizeidiener das Amt der Ceremonienmeister, während andere die Beutelschneider und Taschendiebe beaufsichtigen, welche für ihre bei der Morgenmusik der Militärbande an St. James Ballast vielleicht getäuschten Hoffnungen hier im Gedränge, das sie wo möglich selbst verursachen, sich entschädigen wollen. Plötzlich verstummt das Getöse auf der Straße, die Wandelnden in der Halle werden ersucht, sich in Reihen zu ordnen, die Männer noch besonders, ihre Hüte abzunehmen. In schwarzem Trabe rollen Wagen heran und halten vor dem Hauptthor; der prächtigste und reichste derselben ist der Staatswagen des Lordkanzlers. Durch die Doppelflügel des Hauptthors tritt er in die Halle, ihm voran der Träger seines Amtszeichens, der goldenen Keule, er selbst in großgelockter, weißgepudertet Allongeperrücke mit der schweren goldenen Brustkette über dem weisfaltigen, schwarzsammetenen Talar, dessen Rand gewaltige goldene Fransen säumen und dessen Schleppe ein Page hält. Ihm folgt der Vicekanzler, ebenfalls in schwarzem, mit goldenen Fransen gesäumten Ornat und langer Perrücke; dann paarweise die Obergerichte in schwarzen, mit Hermelin ausgeschlagenen Roben; darauf streng nach den Rangstufen und jeder in seiner Amtstracht die Unterrichter, Generalfiscale und Generalprokuratoren, Kronanwälde, Rechtsfergeanten und all' die Glücklichen, welche der Lord Kanzler zum grand déjeuner eingeladen.

Unter den in der Halle versammelten Zuschauern befinden sich eine Menge Advocaten ohne Prozesse, die aber deshalb ihren mit Praxis gesegneten Kollegen um nichts weniger freundlich die Hand schütteln und mit Schicksalsgenossen um nichts weniger herzlich lachen. Doch sieht man auch hier und da einen Vereinzelt, in der linken Hand einige Bogen Papier, die er aufmerksam liest, in der Rechten einen Stift, mit welchem er Randbemerkungen anschreibt. Der äußern Form nach kann, was er liest, ein sogenannter „brief“ sein, ein status causae, das Sachverhältniß eines Rechtsstreites, welches der „Solicitor“ zusammenstellt und zum Behuf der Verhandlung vor Gericht dem „Barrister“ übergibt. Die Papierbogen

können einen solchen Auftrag enthalten; vielleicht sind sie aber bloß, was technisch ein „sagot“ heißt, die Unterlage eines abgethanen Rechtsstreites, durch deren Vorzeigen der Inhaber glauben machen will, daß er Praxis habe. Zu demselben Zwecke hat ein Anderer ein dickes Rechtsbuch unter dem Arm; er wünscht die Vermuthung zu erregen, daß er beim Plaidiren sich auf einen für seine Ansicht sprechenden Rechtsfall berufen werde. Es soll noch viele Mittel geben, um den ersten Fuß auf eine Bahn zu bringen, nach welcher Viele streben und deren Endpunkt Wenige erreichen. Selbst so lange diese Mittel auf einen Versuch zu täuschen sich beschränken, wird Niemand sie rechtfertigen mögen; aber eine kleine Entschuldigung ist für manchen, der Jahre lang geharrt, die Schraube der Noth und ein Blick auf das in der Halle hängende Namensverzeichnis derer, welche während der laufenden Gerichtsitzung um Zulassung zur Barre angesucht. In der ersten Sitzung dieses Jahres betrug ihre Zahl einhundert und achtzig.

Wer Lust hat, schlägt einen Vorhang zurück, der von der Decke zur Flur reicht, und tritt aus der Vorhalle in den Court of Queen's Bench, wo die Richter auf einer mit carmoisinrothen Kissen belegten Bank sitzen. Hinter ihnen prangt an der eichenen Wandtäfelung das königliche Wappen, über ihnen ein Prachthimmel, vor jedem steht ein Schreibtisch von blankem Mahagoni. Tiefer, in Perrücken und Talaren, sitzen die dem Gerichtshofe zugetheilten Kronanwälde, noch tiefer, auf dem Parket, die Sachwalter, welche heute sprechen werden, in ihrem Rücken, Bank an Bank, die „outer barristers,“ die gleich der weiter rückwärts versammelten Menge nur als Zuhörer anwesend sind. Ein Anschlag zu beiden Seiten des Eingangs nennt die zur Verhandlung kommenden Sachen und die Namen der Parteien.

Vor den beliebtesten Advocaten, welche heute zu plaidiren haben, liegen auf schmaler Tafel die „briefs“ in hohen Haufen. Sie strömen ihnen von allen Seiten zu, und wie die Arbeit, die sie bringen, oft die Kräfte übersteigt, so hat sie auch den Meisten für geernteten Reichthum die Gesundheit genommen. Kahle Scheidel, bleiche Wangen und trübe Augen geben davon Zeugniß, und mehr

als einmal, wenn ein Sonnenblick in den Saal fiel, war es mir, als ob die Augen der Beneideten ihm sehnsüchtig folgten und sich hinaus wünschten in Gottes freie Schöpfung. Dennoch sind und bleiben sie die Beneideten, und gegenüber dem unbeschäftigten Advocaten allerdings beneidenswerth. Reich gelohnte Mühe und wohlverdiente Ehren schließen ihr Leben ab, und vorher hat die Mühseligkeit der Arbeit sie der größern Mühseligkeit der Langeweile enthoben. Indem sie auf den Bretern der Welt ihre Rolle gut und tüchtig zu Ende gespielt, haben sie ihr Geschick erfüllt, über ihren Beruf sich selbst vergessen und das Maß ihrer Lage würdig abgemessen. Wie traurig im Vergleich mit ihrem ist das Loos derer, die Jahr für Jahr und Tag für Tag auf Gelegenheit harren, sich bekannt zu machen, die nicht nach Reichthum, bloß nach Lebensunterhalt streben! Und ihrer sind viel mehr als man glaubt.

Man liest und hört jenseits des Kanals mit Erstaunen von den kolossalen Honoraren, von der massiv goldenen Praxis der Londoner Sachwalter; aber man hat selten einen Begriff vom kolossaleren Abstände zwischen den Beglückten und den Unbeglückten, den Ueberbeschäftigten und den völlig Müßigen, und vom numerischen Verhältniß derselben. In keiner der drei Fakultäten ist der Unterschied gleich groß, das Mißverhältniß gleich grell. Der als Millionär gestorbene Lord Kanzler Eldon sagt in seinen hinterlassenen Memoiren, der Sprung seines advocatorischen Jahreserwerbs von vierzig Pfund auf viertausend sei ein sehr kurzer gewesen, und wenn dies auch nicht die Regel sein mag, so hat doch in diesem Fall der Ueberfluß eines einzigen neunundneunzig unter hundert in Dürftigkeit gelassen, und dieses Beispiel wunderbar schnellen Uebergangs von letzterer zu ersterer steht keineswegs vereinzelt da. Es hat an Lord Brougham vor längerer Zeit, an zwei oder drei andern vor Kurzem sich wiederholt. Vor wenigen Jahren nobodies, d. h. nichts, sind sie jetzt sehr viel. Damals müßig, haben sie jetzt Arbeit ohne Ende, damals arm, sind sie jetzt sehr reich. Der Geistliche, so lange er keine Pfründe hat, kann einen andern vertreten. Der Sachwalter, der einmal zur Barre berufen ist, darf nur unter eigener Fahne kämpfen. Der Arzt kann

hinter geschäftigtem Wesen den Mangel an Patienten verbergen; der Sachwalter muß seinen Mangel an Klienten zur Schau tragen; keine Zeitung nennt in den Gerichtsverhandlungen, worüber sie berichtet, seinen Namen, und sitzt er in der Westminsterhalle auf der Bank müßiger Kollegen, so ist seine Geschäftslosigkeit augenscheinlich. Das Glück der Wenigen bedingt das Unglück der Vielen, Tag für Tag nennen die Zeitungen in ihren law reports die Namen der Wenigen. Man möchte glauben, es gebe in London nicht über zehn oder zwölf Advocaten, und diese zehn oder zwölf halten prächtige Equipagen und zahlreiche Dienerschaft, haben in London ihre Stadthäuser und auf dem Lande ihre Villas, und sind sie endlich der Praxis müde, so werden sie Richter und Oberrichter, ersteigen vielleicht die höchste Staffel richterlicher Würde, den Armstuhl des Lord Kanzlers, kaufen Güter und sterben als Stammväter hochadeliger Familien. Dies macht den Advocatenstand zu einer Art Lotterie, weckt die Eitelkeit der Eltern, den Stolz der Talente, die Stimme des Ehrgeizes, und daraus erwächst die unzählbare Saat unbeschäftigter Sachwalter, deren Fleiß unbelohnt verrostet und deren Geist sich in Neue verzehrt. Die Leute haben eben versäumt zu bedenken, was Alles dazu gehört, um an der englischen Barre sein Glück zu machen. Fleiß, Talent, Gelehrsamkeit sind unentbehrlich, reichen aber lang nicht hin, einen günstigen Erfolg zu verbürgen. Vor Allem braucht es die Geduld des Mannes von Uz, und weil Niemand warten kann, der nicht die Mittel hat, warten zu können, weil Niemand Jahr um Jahr in Westminster-Hall an den Nägeln kauen kann, der nichts Anderes zu beißen hat, weil man den Affen in der Provinz ohne Reiseaufwand nicht beiwohnen kann, so muß man, um vorwärts zu kommen, Geld haben und wieder Geld und abermals Geld. Außerdem muß aber auch der Himmel seine milde Hand aufthun und Gelegenheit spenden. Ohne Gelegenheit sich auszuzeichnen sind aller Fleiß, alles Talent, alle Gelehrsamkeit so nutzlos wie Goldklumpen im Mittelpunkte der Erde oder Perlen und Edelsteine auf Meeresgrund. Zum Erfolg bedarf es der Gelegenheit; das aber ist nur zu gewiß, daß die Gelegenheit seltener vom Himmel unmittelbar, als durch die

Vermittlung einflussreicher Freunde herbeigeführt und geboten wird.

Kehren wir zurück zu den Gerichtssitzungen in der Westminster-Halle. Es kann leicht geschehen, daß die eben gehaltenen Reden den auf Außerordentliches gespannten Zuhörer nicht befriedigen, ihm in keinem Verhältnisse erscheinen mit dem europäischen Rufe der Redner. Dies ist aber nicht ihre Schuld, sondern Schuld der Umstände, welche in einem Handelsstaate wie England in vieljährigem Frieden zu bedeutenden Reden vor den Civilgerichtshöfen in Westminster-Hall wenig Stoff geben. Die Redner sehen sich meist auf technische Auslegung und scharfsinnige Deutung der einschlagenden Gesetze beschränkt. Was man daher jetzt dort zu hören bekommt, bewegt sich fast nur in diesem für den Laien im Allgemeinen und besonders für den Ausländer unergreiflichen Kreise, für letztern um so mehr, weil er, wenn auch ziemlich gut Englisch, doch das juristische Englisch sicher nicht besser als der eingeborne Engländer, d. h. sehr mangelhaft versteht. So dünkt ihm die Gelehrsamkeit des Sprechers sehr langweilig, seine Genauigkeit leere Sylbenstecherei, sein mit Schwierigkeiten ringender Vortrag unnützer Wortschwall. Er vermißt den Wig, der hier am unrechten Orte, den Humor, der unverzeihlich wäre, und tadelt im Ganzen, daß der Redner nicht von einem Pfade abweicht, welcher zum Ziele führt. Er wird aber anerkennen, daß der Redner die ruhige Selbstbeherrschung eines Mannes besitzt, der seiner Aufgabe vollkommen gewachsen ist, daß er wie ein Mann von Sitte nicht sowohl laut als deutlich spricht, in einem Tone, der nicht überrumpelt, sondern überzeugt, in milder, bescheidener, achtungsvoller Weise, und daß er anscheinend die schwere Kunst versteht zu schweigen, wenn er nichts zu sagen hat, und hat er etwas zu sagen, den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Wer also bei genügender Kenntniß der englischen Sprache und mit der Fähigkeit, sich durch eine anfangs unangenehme Täuschung nicht abschrecken zu lassen, vom Londoner Geschäftsakte wie vom Charakter und Verhalten der Londoner Advocaten Einsicht zu erlangen wünscht, der besuche die Gerichtssitzungen in Westminster-Hall.

Er sieht hier jene feste, ruhige, kalte, abgemessene Wohlstandigkeit, welche den wahrhaft gebildeten Engländer auszeichnet, das schicklichste Benehmen, ein ernstes, der Ortsgelegenheit entsprechendes Wesen und ein unverrückt im Auge gehaltenes Ziel. Nirgends vielleicht, wo sich so bedeutende Verstandeskkräfte beisammen finden, offenbart sich in Rede, Ausdruck und Bewegung ein gleich geringes Maß von Schwinderei, und werden, wo es so viel zu sagen giebt, weniger Worte gemacht. Die Sachwalter der streitenden Parteien greifen sich an ohne Klopffechtere, triumphiren ohne Hohn und unterliegen ohne Murren. Die vorsitzenden Richter, geduldig, würdevoll und höflich, hören aufmerksam zu, fallen ein, ohne zu verlegen, und tadeln, ohne hart zu sein.

(Morgenblatt.)

Aus der ägyptischen Finsterniß in Rußland.*

Die Esche wird für einen vermaledeiten Baum gehalten, weil sich nach der Sage Judas auf ihr aufgekümpft habe, und deswegen bewegen sich die Blätter auch bei Windesstille und flüstern mit einander. Die Esche hat auch eine außerordentliche Kraft gegen Zauberer und aus den Gräbern in der Mitternachtsstunde Auferstehenden. Man braucht nur einen Eschenpfahl ihnen zwischen die Schultern zu schlagen und sie verschwinden für immer.

Am ersten Ostertage, heißt es, sind alle Teufel gebunden. Wenn man nach der Frühmesse ein Ei in jeden Hofwinkel rollt, so findet man bestimmt ein Teufelchen in einer unsichtbar machenden Mütze, die man sogleich erhaschen und sich aufsetzen muß. Nur muß man beim Rollen des Eies große Vorsicht beobachten, daß es der Teufel nicht erwische, denn dann verräth der das Ei Rollende den Heiland. Wer aber die unsichtbar machende Mütze bekommt, kann Alles,

* Das Ideal der österreichischen und das sehnsüchtig erwünschte Ziel der preussischen Regierung.

was ihm gelüftet, versteht sich ohne von Jemanden gesehen zu werden, wenn er sie aufsetzt. — Außer dieser wunderbaren Mütze wünscht Jeder noch den Heckrubel (gleich unserm Heckthaler) zu besitzen, den man nur in der Kirche der Zauberer erhalten kann. Um einen solchen Heckrubel zu kriegen, muß man in der Mitternacht des ersten Ostertages eine schwarze Kage auf einen Kreuzweg tragen, wo sich die Teufel versammeln und sie ihnen zuwerfen, oder anstatt der Kage einen Bindfaden mit vielfachen Knoten und Schlingen; dann muß man rasch den Heckrubel ergreifen und ohne sich umzusehen, entfliehen. Aber wehe ihm, wenn die Teufel die Knoten schnell lösen oder die Kage, um die sie streiten, zerreißen, und den Fliehenden einholen. Holen sie aber ihn nicht ein, und behält er den Heckrubel, bleibt er immer unausgewechselt in der Tasche, was man auch immer kaufe. — Will man einen Zauberer erkennen, muß man sich vom Scheitel bis zur Zehe neu kleiden, das erste von einer Henne gelegte Ei nehmen, sich am Ostersonntage vor der Frühmesse auf einen Ort hinstellen, wo man die gesammte Volksmasse übersehen kann und bemerken, ob man nicht einen Menschen mit Hörnern sieht. Zauberer können an diesem Tage nicht in menschlicher, sondern nur in teuflischer Gestalt sich zeigen, weil sie sich dem Teufel zu eigen gegeben.*

Die Sonne sogar soll am Ostersonntag ein eigenthümliches Strahlenspiel zeigen und Viele erklimmen daher Glockenthürme und hohe Häuser,

* Besonders sind die abergläubischen Commentatoren der Talmudisten dieser Ergänzter, Erklärer und Reformirer des Gesetzes Moses stark in den Künsten, Teufel zu erkennen und zu sehen. Unter anderen Ungereimtheiten, heißt es: Wer erfahren will, ob ihn Teufel heimsuchen, der streue seine Asche auf's Bett, und er wird des Morgens Spuren von Hahnenfüßen darauf finden. Wer Teufel zu sehen wünscht, der suche die Mutter einer schwarzen Kage zu erhalten, welche die Erstgeborene einer schwarzen Kage ist, die gleichfalls als Erstgeborene das Licht der Welt erblickte, brenne diese Mutter und Enkelin einer schwarzen Kage zu Pulver und schütte sich von diesem Pulver in's Auge, dann sieht er Teufel. (Aus dem Journal des Ministeriums des Innern: Hebräische Secten in Rußland von B. B. Grigoriev.)

um es selbst in Augenschein zu nehmen. — Am Charbonnerstage schneidet man den Kindern die Haare ab, in der Ueberzeugung, daß sie dann schöner wachsen und die Kinder keine Kopfschmerzen haben werden. — Wer einen Tag vor Mariä Verkündigung ein Geschäft beendet, der wird das ganze Jahr hindurch in allen Angelegenheiten glücklich sein. Am Tage Mariä Verkündigung vertheilen die Geistlichen den Bauern Oblaten, die sie unter die Saat mischen. Auch die Diebe betrachten es für nothwendig, am Ostersonntage zu stehlen, um das ganze Jahr nicht ertappt zu werden. — Nach der Frühmesse gehen die alten Weiber die Gräber ihrer nächsten Verwandten zu begrüßen, und ihnen zuzurufen: „Christus ist auferstanden.“

Es existirt im Volke eine poetische Sage von der wunderbaren Macht dieser Worte. Am Tage seiner Auferstehung hat der Heiland den Hauptteufel Belzebul in eine Höhle unter seinem Grabe eingeschlossen, daß er von einem Ostersonntage zum andern zwölf eiserne Ketten, zwölf eiserne Thüren und zwölf eiserne Schlösser zernage. Wenn er sie ganz durchnagt, dann erfolgt das Ende der Welt. Satan zernagt zuerst die Schlösser, dann die Thüren und zuletzt die Ketten, aber immer bleiben ihm noch einige Ringe zu zernagen, und er braucht nur noch ein Mal die Zähne tüchtig zusammenzudrücken, als die Priester auf Erden plötzlich ausrufen: „Christus ist auferstanden!“ und die Schlösser, Thüren und Ketten sich wieder zusammenschmieden, der Satan wieder sein ewiges Werk beginnt, das er bis zur Stunde nicht vollendet.

In den slavischen katholischen Ländern bestand die Sitte, sich am Charfreitag besessen zu stellen, sich am Kreuze hinzuwerfen, zu krümmen, zu heulen, und vom Munde zu schäumen, um das Mitleid der Leute zu erregen und Geld abzulocken. Manche liefen dann heulend und blasphemirend durch die Stadt, das Volk bekreuzte sich und glaubte, der Teufel rase in ihnen.

In Lithauen verbirgt man am Charbonnerstage an einem entfernten Orte Spinnrocken und Spindel, weil man glaubt, daß sie sonst das ganze Jahr von Schlangen gewunden werden. — In fast allen Theilen Rußlands wurden für Ostern

Ferkel gebraten und die ganze Woche nur diese and geweihte Brote gegessen.

Das erste Erforderniß aller wohlhabenden Leute ist es, am Ostersonntage einen großen Tisch aufzustellen und mit vielen Speisen zu bedecken, als: gemalte Eier, Ferkel mit Meerrettig zwischen den Zähnen, ein Schäfchen aus Butter, Schinken, Würste, Speck, Käse, Salz. Alles ist mit Blumen bekränzt. In der Mitte steht ein großer Safran Kuchen von fast einer Arschine Höhe. Je höher dieser Kuchen (Lábez), der Ruhm und die Ehre der Hausfrau, desto ehrenhafter ist es für das Haus. Um diesen Kuchen sind wieder welche in kleineren Dimensionen aufgestellt. Der ganze Tisch wird dann geweiht und alle Hausbewohner setzen sich nach der Messe um denselben, um nach dem langen Fasten zum ersten Male von den Fleisch- und Eierspeisen zu genießen. Die Hauptunterhaltung dieses Tages, besonders beim gemeinen Volke, besteht im Eierschlagen. Der Eine hält das Ei mit der Spitze nach oben und der Andere schlägt mit der Spitze seines Eies darauf. Wenn Ei zerschlagen wird, der hat dasselbe verloren. Die Landleute gehen zu einander, sie begrüßen und beschenken sich gegenseitig.

In Lithauen theilt der Hausherr nach der Messe ein Ei in so viele Stückchen, als Familienglieder da sind, und reicht jedem ein Stückchen mit dem Wunsche, die künftige Auferstehung Christi zu erleben. Alles sitzt zu Hause und man ist sehr unzufrieden, wenn an diesem Tage Besuche kommen. Fordert damals ein Nachbar beim andern Feuer, so wird's verweigert, aber schon die Forderung gilt für ein böses Zeichen. Am zweiten Osertage begießt man sich mit Wasser, und die kleinen Jungen gehen von Haus zu Haus, Verse singend, wofür sie Eier erhalten. Sehr poetisch ist der Inhalt folgenden Spruchs:

Ich armer, armer Knabe,
Der Jungfrau Marie Diener,
Ging in's Freie,
Brach ein Zweigchen,
Der Lilie Zweig.
Die Lilie erblühte
Am Ostersonntage
Für mich nicht alleine,
Nein, für alle Welt.

Es existirt auch die Sitte, in den Scheunen Wiegen aufzuhängen, in welchen sich Alt und Jung schaukelt, zur Erinnerung an den sich aufgekämpften Judas Iskarioth.

In Kleinrußland werden die Ostern reicher und herzlicher gefeiert, als im Norden Rußlands. Auf dem Tische stehen Osterbrote, Kuchen und Torten in einigen Reihen aufgestellt. In einem Kuchen steckt ein geweihter Palmzweig und ein Wachslichtchen; auch ist auf ihn mit Oelfarbe ein Lämmchen mit Fahne und Kreuz gemalt. In allen Farben gemalte Eier und ein Ferkel mit einer Meerrettigwurzel zwischen den Zähnen und einer Masse gebratenen Geflügels aller Gattungen schmücken noch den Tisch. Auch dürfen Getränke aller Art nicht fehlen. Jeden Tag werden bis Mittag Gäste bewirthet und Jeder muß, wenn auch nur etwas zu sich nehmen, wenn er den Hausherrn nicht beleidigen will. Es wird aber für eine besondere Aufmerksamkeit gehalten, wenn der Gast von Allem kostet, und es fehlt in Kleinrußland nicht an Gästen, welche in zehn Häusern den unzähligen Speisen, von deren Last die Tische fast zusammenbrechen, alle Ehre erweisen. Beim Eintritt in's Haus geben sich Herren und Damen ohne Ausnahme den Bruderkuß und reichen sich gegenseitig gemalte Eier (Bissanki). Nirgends aber giebt's so ästhetische und selbst phantastisch gemalte Eier als in Petersburg. Außer einer Unzahl mehr oder weniger werthvoller und selbst künstlerischer Zeichnungen auf Eiern, findet man da auch Eier mit mechanischer Vorrichtung, ja selbst mit Musik. Iwan Petrowitsch Kulibin überreichte der großen Kaiserin Katharina ein Ei, welches eine Uhr enthielt, die einen zu Ostern gebräuchlichen Lobgesang spielte.

Die ganze Osterwoche verbringt in Rußland das Volk in Jubel und Freude. In allen Provinzialstädten werden auf großen Plätzen Belustigungen aller Art, Ringelspiele, Schaukeln in allen Formen errichtet und Instrumente, die nur in Rußland heimisch sind, wie auch Geigen und Trompeten begleiten mit lustigen Klängen den Frohsinn der Menge. Besonders bietet Petersburg zu dieser Zeit ein Bild lebhafter Heiterkeit. Auf dem Admiraltätsplatze erbauet man hölzerne Berge, um welche Tannen gepflanzt sind. Außer-

dem werden mit vielfarbigen Flaggen geschmückte Schaukeln errichtet, welche Sessel, Wagen, Wiegen, Pferdchen u. dgl. m. vorstellen.* Da spazieren die niederen Volksklassen festlich gekleidet umher, gleiten von den Bergen und singen herzlich wie im eigenen Hause beliebte Volkslieder. Ueberall herrscht ungeheuchelte Freude, auch bieten Reihen von Buden Früchte, Eier, Lebzelten, Nüsse und alle nur erdenklichen Gewaaren zum Verkaufe dar.

Bilder aus Ungarn.

Eine Comitats-Restoration.

Ungarisches Genrebild.

Ungarn, das reich gesegnete Land, welches die Marken der Civilisation nach Osten bildet, blieb lange und zum Theil noch eine Terra incognita für das gebildete Europa. Die Strahlen der Kultur konnten nicht brechen das Eis der alten Institutionen, nicht durchdringen die unwirthbaren und unwegsamen Straßen, an denen orientalische Trägheit und Hang an dem alt Hergebrachten nicht das Fortschreiten der Kultur im westlichen Europa erschütlich machen ließen. Der Druck, den der Adel auf seine Unterthanen ausübte, hemmte auch jeden Fortschritt, lähmte den Fleiß und die Betriebsamkeit des Bauern, der seine Felder nur so viel bebaute, um seine unentbehrlichsten Bedürfnisse damit befriedigen zu können, und jeder Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebes deshalb abhold war, weil er jeder Zeit befürchten mußte, wenn durch seinen Fleiß und

* Schaukeln waren im Osten schon von Alters her in Gebrauch. Besonders liebten es die Perser, sich mit ihnen zu unterhalten. Die Eisberge aber sind eine Erfindung der Russen, die dann auch hölzerne Berge einführten; aus der Geschichte ist zu ersehen, daß sie schon im zehnten Jahrhunderte das Vergnügen aller Stände bildeten. Die Pariser haben vor Kurzem auch welche errichtet; sie sind höher und um vieles steiler, so daß man leicht den Kopf verlieren kann, aber die Pariser lieben es immer, mit Köpfen zu spielen.

durch seine Thätigkeit der Boden, — den er nur als unterthänigen Grund im Besitze hatte, — auf eine höhere Ertragsfähigkeit gebracht wurde, sein Grundherr ihn davon vertreiben konnte. Natürlich lag ihm daher wenig daran, die wohlthätigen Reformen der deutschen Oekonomie nach Ungarn zu verpflanzen. Er ließ alles gehen, wie es gerade ging. Obgleich Ungarn eine constitutionelle Staatsform hatte, so war es doch nur eine privilegierte Kaste, die diese Vorrechte genoß. Nur die Adelige hatten eine Vertretung, von der jeder Nichtadelige ausgeschlossen war. Außerdem genoß der Adelige noch manche Privilegien, die als höchst ungerecht, längst abgeschafft hätten werden sollen. Allein dagegen trat die conservative Majorität des Landes stets entschieden auf. Der Adelige hatte weder Steuern zu zahlen, noch Militärpflichtigkeit; und obgleich er auf die Erhaltung der Straßen nichts verwendete, war er dennoch von den Wegmauthgebühren befreit, während der durch die vielfältigen Robotleistungen zum Leibeigenen herabgesunkene Bauer für die in seinem Schweiße hergestellten Pfade Mauthgebühren entrichten mußte. Es entsprach daher die in Ungarn gebräuchliche Bezeichnung des Volkes als *misera contribuens plebs* vollkommen. Ungeachtet aller dieser oft schwer gefühlten Uebelstände, hatte das ungarische Volk, zumal der Adel, wieder sehr ausgezeichnete Eigenschaften. Seine Tapferkeit, Großmuth und Gastfreundschaft ist zum Sprichwort geworden, und letztere dürfte wohl bei keinem Volke der Erde in solchem Grade angetroffen werden, wie beim Ungar. Der Fremde ist bei jedem adeligen Ungar gern gesehen und wird mit aller Zuvoorkommenheit und Artigkeit bewirthet, sollte er auch gar keine Bekanntschaft oder Empfehlungen mit sich bringen. Diesen Eigenthümlichkeiten reihten sich noch jene an, welche die ungarische Constitution und die darauf fußenden Institutionen mit sich brachten. Dieselben waren beinahe eben so unbekannt, als das Land selbst, und es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, wenn wir Schilderungen der hervorragenden in diesen Blättern mittheilen. Wir beginnen mit einer, der Municipalverfassung der Comitats eigenthümlichen, alle drei Jahre sich erneuernden Wahl der Municipalbeamten.

In der vormärzlichen Periode hatte jedes Comitatus in Ungarn seine eigene Municipalverfassung und eigene aus directen Wahlen sämmtlicher in Comitatus ansässiger Adeliger hervorgegangene Comitatusbeamten. Nach dem Staatsgrundgesetze mußten die Wahlen der Comitatusbeamten alle drei Jahre erneuert werden. Wie zweckmäßig in mancher Beziehung diese Einrichtung auch sein mochte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß gerade hierdurch die vielfachste Gelegenheit zu Wahlumtrieben und Bestechung behufs der Erlangung einer Comitatusstelle, vom Vicegespan angefangen bis zum Jurassor herunter geboten wurde. Es ist bekannt, daß die Ungarn äußerst ämterfüchtig sind, und obgleich die Gehalte sehr klein, also nicht sehr lockend sind, so ereignete es sich doch nicht selten, daß sonst wohlhabende adelige Familien sich zu Grunde richteten, um einem ihrer Söhne eine Stuhlrichtersstelle zu verschaffen. Handelte es sich aber um eine Vicegespan-Wahl, da war gewöhnlich der ganze Comitatusadel in zwei sich mit Erbitterung gegenüberstehende Parteien gespalten, nun galt es nicht mehr das Vermögen einer Familie auf's Spiel zu setzen, hier ruinirt sich oft die ganze Partei, um ihren Zweck um jeden Preis zu erreichen.

Oft nur eine unbedeutende Rücksichtslosigkeit, die sich ein Vicegespan gegen eine angesehenere Adelsdynastie zu Schulden kommen ließ, war Grund genug, alle Triebfedern in Bewegung zu setzen, denselben von jeder fernern Candidatur zum ersten Comitatusbeamten zu verdrängen. Da wurden schon einige Monate vor dem zur Wahl anberaumten Tage Versammlungen gehalten und Machinationen in Bewegung gesetzt; unermüdet wurden die nichtsbesitzenden Edelleute dort Boeskeros nemes emberek* haranguirt, zu Trinkgelagen geladen und ihnen, die man nach der Wahl kaum eines Blickes würdigte, förmlich der Hof gemacht, um ihre Stimmen für die von ihnen gewünschte Wahl zu erhalten. Auch mit Geld wurden oft deren Vota erkaufte.

Nach diesen kurzen Andeutungen, die des

* Sie haben diesen Namen, weil sie gewöhnlich keine Stiefel, sondern eine Art Sandalen, mit Spatgat gebunden, tragen.

besseren Verständnisses wegen gemacht werden mußten, komme ich nun zur Schilderung einer solchen Restauration im Szalader Comitatus.

Es war das fruchtbare, gesegnete Jahr 1834, die Erneuerung der Comitatus-Magistraturen war für den 2. September anberaumt. Schon im April vorher begannen die Umtriebe. Es handelte sich um den Sturz des eben an der Spitze der Comitatusverwaltung stehenden Vicegespanes S., eines achtbaren, gerechten und sehr verdienstvollen Mannes, den man, ungeachtet seiner von Allen anerkannten Verdienste, allein seiner unparteiischen Gerechtigkeit wegen von seinem Posten zu stürzen beabsichtigte. Die Ursache der Conspiration gegen ihn war lediglich, daß er einen Mörder, der einer weitverzweigten adeligen Familie im Szalader Comitatus angehörte, trotz des Einschreitens aller Verwandten um Begnadigung, hinrichten ließ. Die von diesem Todesurtheile verletzte Familie D., dieselbe, der auch der gegenwärtige Minister der Rebellenregierung angehört, war die Leiterin aller Umtriebe; freundschaftliche Verbindungen und mit verschwenderischer Leichtfertigkeit verwendete Geldmittel, wodurch die reich begüterte Familie ihren Wohlstand bedeutend zertrümmerte, trugen das Ihrige dazu bei, sie in ihrem Vorhaben kräftigst zu unterstützen. Die Partei S.'s hatte nicht über so viele Geldmittel zu verfügen, doch zu ihr gesellte sich der intelligentere und billig denkende Theil des Adels, sowie die Geißlichkeit, welche die Erfahrungen, Kenntnisse und Gerechtigkeitsliebe des Vicegespanes zu schätzen wußte. Der Adel des Comitatus war hierdurch in zwei große Parteien gespalten, die sich mit heftiger Erbitterung gegenüber standen.

Von beiden Seiten wurden Stimmen gewonnen; am rüstigsten warb die Partei der D., welche, wie gesagt, auch mit metallischen Gründen die Votanten zu überzeugen wußte, daß der von ihnen projectirte Vicegespan allein nur zum Heile des Comitatus ausfallen kann.

Ihr Candidat war ein alter, unpraktischer, mit den öffentlichen Angelegenheiten wenig vertrauter, ehrlicher Mann, der gern comfortable in seinem Castelle hauste, hie und da einige Gäste traktirte und sich wenig um einen Dienstesposten kümmerte, der ihn aus seiner trägen Behaglich-

feit wecken sollte. Die Partei drang in ihn und machte die Eitelkeit des schwachen Alten rege. Dessen Frau, Weiber sind gewöhnlich eitel und herrschsüchtig, fand sich sehr geschmeichelt, als allmächtige Frau Vicegespanin gehuldigt zu werden, und mochte schon im Gedanken mit den Bestechungen sich freuen, die von ihrem Gemahle abgewiesen, von den prozeßführenden reichen Juden ihr dargebracht werden würden, und trug nicht wenig dazu bei, ihren schwankenden Alten durch Ueberredungskünste zur Annahme der Candidatur zu bewegen. Nun begann auf einmal ein reges buntes Leben auf Batkahaz. Das Gütlein liegt in einem reizenden Thale zwischen rebenbefränzten Hügeln des Szalader Comitats, etwa vier Stunden vom Hauptorte des Comitats Zala-Egerszeg entfernt. Der Besitzer lebte hier, wie wir bereits bemerkt, etwas vorgerückt in Jahren, mit seiner gleichfalls nicht mehr jungen Ehegattin, ein beschauliches ruhiges Leben, das nur manchmal durch die Ankunft eines Gastes, den der Weg von dem Castelle gerade vorüber führte, eine Abwechslung erlitt. Kinder hatten sie keine, und dies machte es auch, daß Batkahaz sonst wenig besucht wurde; denn der Ungar ist feurig und liebt lebhaft Unterhaltungen, er geht gern dorthin, wo sich junge Leute befinden, wo beim Humpern und Kartenspiel lebhaft politisirt wird.

Es versteht sich, daß Tagesfragen, und zumal die am nächsten liegenden, den Hauptgegenstand der Debatte bilden. —

Nun ward es auf einmal anders, Batkahaz sah Tag für Tag Gäste kommen, Gäste gehen, statt der früheren stillen Abgeschlossenheit ward es immer lebendiger, die Diener wußten nicht, woher plötzlich diese Umwandlung gekommen. Da wurde täglich gebacken, gebraten, die tekéntetes aszszony mußte fleißig in das nahe liegende Groß-Kanischa fahren, um von dort die Delikatessen, Gewürze und sonstige Zugehörnisse, die bei großen Tafeln erforderlich sind, zu holen, und die man in den kleinen Ortschaften Ungarns entweder nicht oder doch nur in schlechterer Qualität erhalten konnte.

Hier kamen nun die Coryphäen der Partei zusammen, beriethen und vertheilten untereinander die Geschäfte, die sie zur Erreichung ihres Zweckes zu besorgen hatten. Dem Einen lag das Haran-

guiren der niederen Edelleute durch Rede und Geld, dem Andern das Arrangement von großartigen Traktationen, die an die politischen Diners Frankreichs erinnernd, häufig mit begeisternden Reden, bei denen der Wein das Seinige that, begleitet waren. Diese Mahle trugen aber ein eigenes Gepräge, sie fanden immer im Walde, unter Gottes freiem Himmel, im Schatten riesiger Eichen statt. Bei einem solchen Diner, bei welchem ich selbst einmal zugegen war, fanden sich etwa 1000 Gäste ein. Sie kamen von verschiedenen Seiten in geordneten Schaaren mit Fahnen und Führern an der Spitze angerückt. Es bot einen herrlichen imposanten Anblick dar, mitten im Walde an einem schönen Sunitage, ein solches Heer von Zechern in dem mannichfaltigsten Costüme. Nicht weit entfernt von der Stelle, wo das bunte Gewühl der Zechenden lagerte, welche sich durch fleißigen Zuspruch zum feurigen Ungarwein, die von der eifrigen Diskussion austrocknende Kehle anfeuchteten, wurden die lebend gebrachten Rinder, Kälber und Schafe an einem großen Feuer auf improvisirtem Herde gebraten.

Mittlerweile hielten die, dem begüterten Adel angehörigen Führer begeisternde Reden, in denen die Tugenden und guten Eigenschaften des zu wählenden Vicegespans gepriesen wurden. Bei jedem Glase Wein, das geleert wurde, ward ein Toast auf des Candidaten Wohl gebracht, und ein Vereat dem noch Jungirenden, auf welchen auch Spottlieder gesungen wurden. Daß sich diese Toaste häufig wiederholten, bedarf keiner Erwähnung, denn der Wein floß in Strömen, und ihm war also fleißig zugesprochen, denn je mehr man trank desto durstiger wurde man. Bald hallte der Lärm durch den ganzen Wald, und der Geist des Weines überwältigte bald die Menge, wozu das lärmende Singen und Sprechen das Ihrige beitrugen die Catastrophe zu beschleunigen. Die Mahlzeit war kaum beendet und die Zecher lagen am Boden, die Spottlieder lallend, bis Morpheus seine Arme um sie schlang. Ähnliche Zechgelage fanden noch an vielen andern Orten statt. Allenthalben ging es bunt her, Tag und Nacht schwärmten betrunkene Schaaren, deren Fahnen mit der Aufschrift: „Szabadság és Igazság“ (Freiheit und Gerechtigkeit) vorgetragen wurden, singend und

jubelnd durch die Dörfer. Diese Schwelgereien und Durchzüge dauerten bis zum Wahltermine fort. Die Wähler mehrerer Gemeinden scharten sich meist zusammen, formirten Abtheilungen, die ihre Führer aus den bestzenden Edelleuten hatten.

An dem zur Wahl anberaumten Tage mußten sie sich an einem bestimmten Orte sammeln, der jeder Abtheilung zugewiesene Führer fand sich schon vor Tagesanbruch im ungarischen Costüme daselbst ein, hunderte von Wagen standen in Bereitschaft, eine Musikbande, gewöhnlich aus Zigeunern bestehend, fehlte nirgends. Nach und nach kamen auch die Stimmberechtigten unter Lärmen und Singen angerückt.

Bevor nun abgezogen wurde, ward noch wacker dem epheubekränzten Nebengott geopfert. Endlich setzte der Zug sich in Bewegung, es bot einen bizarren Anblick, mehr denn 100 Wagen sich in Bewegung setzen zu sehen, voran und hinterher die Zigeunerbanden, welche die gemüthlich schönen, bald wehmüthig klingenden, bald stürmisch und muthig daher brausenden Weisen aufspielten, während die lärmenden, singenden, halbtrunkenen Edelleute fleißig dem Esutora (Feldflasche aus Holz), welchen sie wohlgefüllt mit Wein bei sich hatten, zusprachen.

Venetianer Briefe.

Aus Venedig.

Die alte Republik liebte es, alte Siege in der Erinnerung des Volkes durch prunkende Jahresfeier lebendig zu erhalten. Sie war schon morsch und hinfällig geworden, erwehrte sich nur mit Mühe der nordafrikanischen Raubstaaten, und ließ eben ihren letzten Seehelden, den wackern Emo, im Mittelländischen Meere kreuzen, als Götze am 6. Oct. 1786 unter dem vorletzten Dogen Renier Gelegenheit fand, Augenzeuge des Festes zu sein, welches in der Kirche Sta. Giustina zu Ehren der Schlacht von Lepanto gefeiert wurde. Der Doge und die Senatoren verherrlichten natürlich das Fest ex officio durch ihre Gegenwart. Der

Doge trug die bekannte goldene und mit Perlen besäete phrygische Mütze, Hermelinmantel und einen überlangen ebenfalls goldenen Talar; die Senatoren waren in Roth gehüllt, und die Savj bewegten sich an der Spitze des eigenthümlichen Zuges in violetten Gewändern. Wenn man an die Stoffe dieser Gewandungen denkt: Gold, Sammet und Seide, und allensfalls kostbaren Tücher aus den Niederlanden, und an die lebhaften Farben derselben; dann noch an die umfangreichen Staatsperücken, und an die Grandezza der Perückenträger: so giebt das Ganze ein so fremdartiges und unseren Zeiten ferne liegendes Bild, daß man es kaum für möglich hält, daß gegenwärtig noch Leute auf dem Markusplatze auf- und niederwandeln, die diese verrotteten Herrlichkeiten mit angesehen haben. Ja, es giebt noch rüstige Greise in Venedig, die gerne von jenen Zeiten der Republik erzählen, und die sich nun in ihren müßigen Stunden auch Feierlichkeiten im modernen Styl behaglich mit ansehen können. So hatten wir dieser Tage ein glänzendes Friedensfest; denn die für die Sieger schmachvolle Ueberlistung der ungarischen Revolution ist ein zu wichtiges Ereigniß, um nicht in unsern für die Tyrannei und das Knechtum freudeleeren Tagen von der Regierung als Stoff zu einer offiziellen Festfeier benützt zu werden.

Doch wer wird eine moderne Festlichkeit noch beschreiben wollen? Es ist militärisches Schaugepränge, weiße Linien, die sich im gleichförmigen Tritte nach dem Takte großer und kleiner Trommeln bewegen, Kanonendonner, Musketensalven, Glockengeläute, das „zu Stein gewordene Märchen aus Tausend und Einer Nacht“ — die Markuskirche — ist mit den flimmerndsten Teppichen behängt, und strahlt von Kerzenglanz wider, wie zu der Zeit

„Als dort der Papst, der Kaiser
An Galieri's Seite
Hinschritten stolz und stark!“

— drinnen wird der ambrosianische Lobgesang angestimmt, dann ist Vorbeimarsch der Truppen, der General sagt: „Es ist gut meine Herren!“ und hiermit ist das moderne Fest beendigt.

Ja, die Perücken, Talare und Hermeline sind aus Venedig verschwunden, und dafür hat es jetzt

Schnurrbärte, knappe Wassenröcke und flirrende Ballasche. Es ist mit den Perücken, Talaren und Hermelinen der Lepantofeier vom 6. Oct. 1786 noch manch' Anderes aus Venedig verschwunden, und manches auch anders geworden — vieles besser — doch das Volk ist noch immer dasselbe. Die Volkshäufen, welche Götze an jenem 6. Oct. umwogten, boten sicher ganz dasselbe Bild, wie die Volkshäufen, welche dieser Tage das Friedensfest mit angafften. Dieselben stillen, in sich gefehrten Gestalten, arm und demüthig. Hier vermisst man die rege Beweglichkeit, das laute Sprechen und Lachen des Lombarden; der Venetianer ist von Alters her gut dressirt, und man muß gestehen, daß jene verschollenen Perücken hierin Erstaunliches geleistet. Der Venetianer — schweigt, und schweigt jetzt mehr als je zuvor. Es scheint er gedenkt jenes lebendig Begrabenen, der in einer der schauerlichen Kerkerzellen des Dogenpalastes an die feuchte Wand die Worte: *pensa e taci gerizt*, und will sich dieses *pensa e taci* zum Wahlpruch seiner Zukunft erkühnen.

* * *

„Ded' ist der Hafen; wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Schiavonen.“

So hat Platen in seinen herrlichen Sonetten gesungen, als man den Hafen Venedig's eben nicht öde nennen konnte. Zu Platen's Zeit lagen wohl an 30—40 ein- und zweimastige Trabaccoli aus allen Küstenstrichen der Adria an der Riva, und löschten da ihre Ladungen. Was würde Platen jetzt singen, wo der Hafen wirklich öde ist? Wandelt der Fremde jetzt von der piazzeta nach den giardini pubblici, so trifft er 5 oder 6 Küstenfahrer, welche Wein und Korn aus Istrien herüber gebracht, und nun mit schlaffen Segeln auf günstige Winde zur Rückfahrt harren; er trifft einen französischen Dampfer, eine englische Brigg und die österreichische Marinestation, welche nun von französischen und englischen Theerjacken manch' freundlichen Besuch empfängt.

Das rege Treiben einer Hafenstadt vermisst man noch in Venedig, und der Einheimische vermisst es natürlich am schmerzlichsten. Dazu kommt noch die Aufhebung des Freihafenprivileg's, und dann doch wieder die Hoffnung, daß diese harte

Maßregel nicht in's Leben treten werde. So schwankt nun der venetianische Geschäftsmann zwischen Furchten und Hoffen, und vermeidet es auf so schwankender Basis irgend ein größeres Geschäft abzuschließen. Das Entrepotsystem dürfte jedenfalls im Laufe der Jahre für Venedig nutzbringend werden, und die Vortheile des Freihafens aufwiegen, aber nur wenn dasselbe Handelsprinzip in der ganzen Monarchie konsequent durchgeführt, und auch Triest nicht in seiner bevorrechteten Ausnahmstellung belassen wird.

Statistische Rückblicke belehren uns, wie segensreich das Freihafenprivilegium für Venedig gewirkt. Ein venetianischer Patrizier hat oft erwähnt, daß der Werth der Einfuhr im Jahre 1825 leicht mit hunderttausenden von Gulden zu bemessen war, und im Jahre 1841 waren bereits 210 Schiffe von langer Fahrt mit einem Werthe von 4,166,307 Gulden an der Riva gelandet. Ich sage Schiffe von langer Fahrt; denn die Küstenschiffahrt war natürlich noch lebhafter, und erforderte zur Bezeichnung der Menge und des Werthes 3 und 4 Mal größere Zahlen. Diesen Millionen gegenüber ist die jezige Geschäftsebbe etwas höchst klägliches, und ich begreife den Kummer, der nun auf so vielen bleichen Gesichtern an der Riva zu lesen ist. Vielleicht sind diese Bekümmerten Sprößlinge der altpatrizischen Familien, jener Familien, deren Glieder Dogen, Feldherren, Staatsmänner und zugleich die routinirtesten Großhändler und Mäkler waren; vielleicht haben ihre Vorfahren einst die Schätze Indiens in ihren geräumigen Waarenhallen und Speichern geborgen, und haben damit über Augsburg den Norden überslutet, und sie, die Spätgeborenen, nähren sich nun im sauren Erwerb um das tägliche Brot. Doch nein, die bekümmerten Kaufleute Venedigs sind keine Sprößlinge der Alten, es sind neue Leute; denn die Nachkommen der Alten sind gewöhnlich noch härter gebettet. Sie fallen als vornehme Bettler dem Staatsschatz zur Last, der ihnen eine Kleinigkeit zur nothdürftigen Fristung ihrer erniedrigten Existenz auswirft.

M.

Die Familie Meyer.

Novelle aus der Geschichte der Juden in Frankreich.

(Fortsetzung und Schluß.)

An demselben Tage, in derselben Stunde wurde in allen Städten, in welchen Juden lebten, auf gleiche Weise gegen sie verfahren. Ueberall vollzogen die Truppen in derselben Art den Auftrag des Königs, der nur ihren Oberanführern bei ihrem Ausmarsche aus Paris geheim mitgetheilt war, um am bestimmten Tage die gesammte Judenschaft des Landes mit Einem Schlage zu treffen. Die Stadtbehörden erhielten von dem, was geschah, erst dann Kenntniß, wenn ihr Einspruch nicht mehr nützen konnte. Der Raub verschaffte dem König ungemein reiche Schätze. Philipp August sah sich für den künftigen Verlust an Schuggeld im Voraus übermäßig entschädigt.

So schamlos hatte noch nie ein Monarch seine Geldgier alles Recht vernichten lassen, in keinem Staate hatte sich ein Herrscher so tief erniedrigt, sich durch eine allgemeine Plünderung aller Juden zu bereichern. In Frankreich war Niemand, der nicht diese unerhörte That gemißbilligt, Niemand, der den Vorwand, unter dem die Juden vertrieben wurden, als gültig erkannt hätte. Was denn zu so hartem Verfahren veranlasse? fragten viele Wohlgefinte. Wenn man früher den Ankauf heiliger Gefäße den Juden nicht als Verbrechen vorgeworfen, sondern sich begnügt habe, ihn für die Folge zu verbieten, so wäre eine Ausdehnung dieses Verbots auf Pfandgegenstände auch jetzt hinreichend gewesen. Der Jude hätte allerdings Ueberlegung genug haben müssen, Gegenstände einer religiösen Verehrung nicht zur Sicherheit für ein Darlehn anzunehmen; warum bliebe denn aber der Christ unbestraft, der sie als Pfand hingegeben und dadurch wissentlich entweicht habe? Wollte man aber sogar zugeben, daß der Jude einen strafwürdigen Frevel begangen habe, so könne man das Vergehen doch nur Einem Juden, höchstens zweien zur Last legen, nicht allen inösesammt. Vielmehr sei jetzt ihre Schuldlosigkeit in dieser Beziehung klar erwiesen. Denn da man unter so unzähligen eingezogenen Pfändern

nicht mehr als zwei geweihte Gegenstände gefunden habe, so ergebe sich daraus offenbar, daß die Juden sich auf Pfänder dieser Art nicht einließen. Diese Betrachtungen wurden von unbefangenen Christen häufig ausgesprochen. Die Juden wußten nun zwar recht gut, daß der König die Pfänder nur zum Vorwande gebrauchte; nichts desto weniger richtete sich ihr ganzer Zorn, da er sonst keinen Ausweg hatte, auf denjenigen, dessen Unvorsichtigkeit ihnen als die nächste Veranlassung ihres Unglücks galt. In allen Gemeinden forschte man nach dem ehemaligen Inhaber dieser Pfänder, und von Paris aus wurde als solcher Raphael in Chalons bezeichnet.

Dieser Bericht setzte die Juden zu Chalons in Wuth gegen Raphael, er ward verwünscht, verabscheut, und mit grimmigem Haß verfolgt. Nur Meyer vertheidigte ihn. „Was Raphael gethan hat,“ sagte er, „hätte eben so gut jeder andere thun können, denn es war erlaubt. Was man ehemals zu kaufen sich nicht scheute, konnte man jetzt noch immer als Unterpand in Verwahrung nehmen. Bei einem feineren Gefühl für das Geziemende hätte Raphael allerdings nichts, was mit dem christlichen Glauben in Verbindung stand, in seinen Geschäftskreis gezogen; doch ungeseklich hat er nicht gehandelt, und nur das Ungesekliche kann zum Vorwurf gereichen. Daß aber konnte er unmöglich voraussehen, daß der König die Auslieferung der Pfänder verlangen, und noch viel weniger, daß er eben an diese Pfandstücke den Vorwand knüpfen würde, seiner Gewaltthat den Schein der Gerechtigkeit zu geben. Zweifelt ihr etwa, daß Philipp August, wenn sich ihm dieser Vorwand nicht darböt, jeden anderen Umstand, der euch heute als ganz unwichtig erscheint, zu demselben Zwecke benutzt hätte? Suchet also die Veranlassung eures Unglücks nicht da, wo sie kein Unbefangener finden wird.“

Die blinde Wuth war aber nicht durch eine vernünftige Vorstellung zu zügeln; vielmehr schwächete man nun auch Meyer, daß er in seinem Eigendünkel sich immer anmaße, Andere zu belehren, daß er immer alles besser wissen wolle, aber nie ein Mittel zur Hilfe in der Noth anzugeben vermöge. Meyer nahm diese Vorwürfe gelassen hin, er hielt sie der aufgeregten Stim-

mung der so arg gequälten Menschen zu Gute. Wie erstaunte er aber, als er nun eine Berathung darüber anstellen hörte, welche Schritte man thun, welche Personen am Hofe man gewinnen müsse, um den König zur Zurücknahme seiner Verfügung zu bewegen. So tief gebeugt waren die Juden, daß sie jedes Unrecht ertragen, jede niedrige Behandlung erdulden, und alles vergangene Leiden vergessen wollten, wenn sie nur im Lande bleiben durften. Dies wünschten nicht nur die Juden zu Chalons, die doch wenigstens noch ihr freundliches Verhältniß zu den christlichen Einwohnern an die Stadt fesselte, sondern auch die andern Gemeinden, unter denen manche weniger von den Bürgerchaften begünstigt wurden. Man besprach die zu ergreifenden Maßregeln. Alle Gemeinden sollten vereint eine Bittschrift dem Könige einreichen, und ihm für die Erlaubniß ihres fernern Verweilens ein erhöhtes Schutzgeld anbieten. Den einflußreichsten weltlichen und geistlichen Räten sollten gewandte und beredsame Unterhändler nahen und ihre Fürsprache durch jedes Mittel, jedes Opfer zu gewinnen suchen. Da Meyer gegen diese Vorstellungen Einwendungen machte, brach ein heftiger Sturm gegen ihn los. Er sei immer ein Unglücksprophet, schrie man ihm zu, er sage immer das Uebel voraus, zeige aber nie einen Weg, es zu vermeiden, sein Rath sei stets mehr störend als fördernd. Meyer erkannte, daß kein Einzelner seine bessere Einsicht einer verblendeten Menge aufzuringeln könne, und daß man gut daran thue, sich zurückzuziehen, wenn man nicht mehr zu nützen hoffen dürfe. Er erklärte daher seinen Wunsch, aus dem Vorstände entlassen zu werden, und die Versammlung willigte sogleich ein und verhehlte die Freude nicht, die ihr das Ausscheiden eines stets Widersprechenden machte. Sein Freund, jener Älteste, der schon bei der früheren Veranlassung seine Meinung bekämpft hatte, sagte ihm, daß er nach beendeter Sitzung zu ihm kommen würde.

Er erfüllte noch spät am Abend sein Versprechen, und theilte ihm mit, daß die Bittschrift wie das Nachsuchen der Verwendung beschlossen sei, und morgen schon der Entschluß ausgeführt werden würde. „Ist es möglich, sich so zu verblenden?“ rief Meyer. „Ich glaube an keinen

Erfolg dieses Schrittes, doch nimm an, daß Philipp August nachgebe: was wäre dadurch gewonnen? Können sie je wieder zu ihm Vertrauen fassen? Müssen sie nicht begreifen, daß er stets das Schwert über ihrem Haupte halten und sie mit einem vernichtenden Streiche treffen wird, wenn sie sich am sichersten dünken? Sie verschlimmern nur ihr Geschick, wenn sie, statt den Rest ihrer Habe zu flüchten, hier verweilen, bis auch dieser die Beute des Räubers geworden ist.“

„Du hast vollkommen Recht,“ erwiderte der Älteste, „nur nicht darin, daß Du der Gemeinde so scharf entgegentrittst, und ihre falsche Ansicht nicht mit Gelassenheit erträgst. Nun haben wir Deine Mitwirkung verloren, und Du kannst nicht einmal das Verkehrte, das etwa geschehen wird, durch eine kluge Leitung lenken. Ich bin in der Sache selbst Deiner Meinung, doch habe ich mich einem Beschlusse nicht widersetzt, den ich nicht verhindern konnte, um mir eine weitere Wirksamkeit zum gemeinen Besten zu erhalten. Versage mir nun Deinen Rath nicht, laß mich wissen, was nach Deiner Einsicht jetzt zu thun ist.“

„Es muß alles zur Auswanderung vorbereitet werden,“ versetzte Meyer. „Schicket immerhin eine Bittschrift ab, bemüht euch um Fürsprache, es ist unwürdig, aber es wird euch nicht verderben, denn ihr werdet euren Zweck nicht erreichen. Ein Unglück wäre es dagegen, wenn ihr voll Hoffnung auf einen günstigen Erfolg die Zeit versäumtet, euren Abzug mit dem möglich geringsten Nachtheil zu bewerkstelligen. Bewege also die Gemeinde, sich auf die Zurückweisung ihrer Bitte gefaßt zu halten. Vertheilet alles Gemeindeeigenthum unter die Armen und Hilfsbedürftigen. Wendet euch an die großen Kronvasallen, und suchet um Aufnahme in ihre Provinzen nach. Jeder bestimme schon jetzt, wo er sich niederlassen will, und sorge dafür, die Genehmigung dazu zu erhalten. Alles kömmt darauf an, daß euch die Verweigerung eures Hierbleibens nicht überrasche, damit nicht die letzten Tage der Frist eine Verwirrung finden, die Philipp August zu benutzen wüßte.“

Der Älteste begriff die Nothwendigkeit dieser Maßregeln, die noch in ihren Einzelheiten genauer besprochen wurden, und versicherte, daß sie

getroffen werden sollten. Meyer hatte daher das tröstliche Bewußtsein, durch seinen Rath der Gemeinde den wichtigsten Dienst geleistet zu haben, und da ihn hier nichts mehr zurückhielt, beschleunigte er die Anstalten zu seiner Abreise. Nach einigem Bedenken forderte er Raphael auf, ihn zu begleiten, obgleich er ihm zugleich erklärte, daß eine nähere Verbindung zwischen ihnen nicht geschlossen werden könne. Raphael dankte kalt und mürrisch und äußerte, daß er sich am besten berathen glaube, wenn er seinem eigenem Sinne folge.

Die schwere Stunde des Abschieds von den vielen Freunden und Bekannten war überstanden. Pierre hatte versprochen, jährlich zum Besuch zu kommen. Die Familie legte die Reise in düsterer Stimmung zurück. Meyer hing trüben Gedanken nach, die Frauen suchten in Thränen Erleichterung. Endlich langte man in Toulouse an, wo die Familie sich bequem und behaglich einrichtete. Aber die Zufriedenheit wollte nicht in die neue Wohnstätte einkehren. Es waren zu viele liebgewonnene Verhältnisse gelöst. Meyer sah die Verbindung vereitelt, von der er sich und den Seinen so viel Freude versprochen hatte, und mußte dabei sich selbst über sein langes Beharren auf einen aus nicht völlig würdigen Gründen gefaßten Plan tadeln, Eßher dachte mit Kummer an die Zukunft ihrer Tochter, und diese seufzte bei der Erinnerung an Manasse.

In Chalons gab die Gemeinde noch immer der Hoffnung Raum, und nur mit Mühe setzte es der mit Meyer befreundete Aelteste durch, daß die von jenem empfohlenen Maßregeln ausgeführt würden, die den besten Erfolg hatten. Erst gegen Ende des Mai langte der abschlägige Bescheid des Königs an. Nun kam ihnen die gebrauchte Vorsicht zu Statten, und der Schmerz der Trennung von der Heimath und von so manchen Familien, die bei dieser Gelegenheit von einander schieden, wurde durch keine beängstigende Rathlosigkeit vermehrt. Alle gingen einem früher bestimmten Ziele zu, wo sie gute Aufnahme fanden. In diesen letzten Tagen wurde noch Meyer's Verdienst, das der Aelteste nicht verschwie, dankbar anerkannt.

Schlimmer erging es den Juden anderer Gemeinden, die sich von ihrem Wahne zu lange hingehalten ließen, zuletzt in einer übereilten Flucht noch neue Verluste erlitten, und im Umherirren vielfaches Elend erduldeten, bei welchem viele zu Grunde gingen.

In Paris hatte Mancher sich fest eingebildet, der König werde seinen Sinn ändern, Mancher aber auch darauf gerechnet, daß er trotz der Verfügung einer besonderen Vergünstigung genießen würde. Sie wurden sämmtlich enttäuscht, und am härtesten die Fabrikanten, deren damals zwei- undvierzig in Paris sich theils mit Tuchbereitung, theils mit Lederzurichtung beschäftigten und in der kurzen Frist weder ihre fertigen Waaren, noch die Vorräthe an rohen Materialien und vollends nicht die zu ihrem Gewerbe eingerichteten Gebäude loszuschlagen konnten. Sie glaubten auch nicht, jemals zu einem solchen Schritte genöthigt zu werden, weil die Verweisung der Juden, selbst wenn diese nicht aufgehoben werden sollte, doch ohne den Schaden des Landes nicht auf Männer ausgedehnt werden konnte, deren Thätigkeit so nützlich war, einer großen Anzahl von Arbeitern Brot verschaffte und ansehnliche Summen von auswärts nach Paris zog, von denen die Zölle für die ausgeführten Waaren dem Könige einen bedeutenden Antheil abwarfen. Sie zögerten also auch da noch, als der Bescheid des Königs die Hoffnung der übrigen Juden vernichtete, und obwohl das Loos ihrer Glaubensbrüder sie mit tiefem Schmerz erfüllte, und die ungerechten Beschuldigungen, unter denen die Verfügung erlassen war, ihnen das bitterste Gefühl einflößte, zwang die Nothwendigkeit ihrer Sicherstellung sie dennoch, den König um die Erklärung zu bitten, daß er die Fabrikanten, die kein Vorwurf treffe, auch ferner seines Schutzes würdigen wolle. Statt aller Antwort erhielten sie am letzten Tage der Frist den Befehl, bei Todesstrafe binnen vierundzwanzig Stunden Paris zu verlassen. Sie hatten kaum so viel Zeit, ihre nöthigsten Habseligkeiten zusammenzuraffen. Am andern Morgen wurden die Fabrikgebäude von Truppen besetzt, und der König machte bekannt, daß er diese Häuser Christen schenken wolle, die sich aber zur Fortsetzung der Fabrikation verpflichten mußten.

Im Juni befanden sich innerhalb des unmittelbaren königlichen Gebietes keine Juden mehr mit Ausnahme derjenigen, die sich durch den Uebertritt zum Christenthum zu retten suchten, zu denen auch Raphael gehörte. Diese konnten freilich nicht vertrieben werden. Als sie nun aber auch um die Zurückstattung des Vermögens baten, das ihnen bereits abgenommen war, wurde ihnen erklärt, daß sie bei ihrem künftigen Erwerbe zwar alle Rechte christlicher Unterthanen genießen würden, den Verlust aber, den sie noch als Juden erlitten hätten, geduldig tragen müßten. — Raphael, der am Tage der Plünderung große, zu einem gewinnreichen Unternehmen bestimmte Geldsummen in seinem Hause in Verwahrung gehabt und unwiederbringlich verloren hatte, raffte die Trümmer seines Vermögens zusammen und verließ Chalons. Man erfuhr weiter nichts von ihm.

Die Nachricht von dem Geschick der Juden versetzte alle Gemeinden in Trauer und erregte auch bei den Christen, die sich durch Philipp August nicht täuschen ließen, Theilnahme. Zu einigem Troste gereichte es, daß die meisten französischen Fürsten theils aus Menschlichkeit, theils weil es ihre Einkünfte vermehrte, sich bereit zeigten, den Vertriebenen in ihren Provinzen eine Zuflucht zu gewähren.

Die Betrübniß der Meyer'schen Familie wurde durch die Berichte aus Paris vermehrt. Lea zerfloß in Thränen und vermochte sich nicht zu beruhigen. Meyer gestand seiner Frau, daß er sich von Raphael's Vermögen habe blenden lassen und Gott danke, daß die Festigkeit seiner Tochter die Beschleunigung der Vermählung verhindert habe. Doch würde sie auch einsehen, wie Recht er daran gethan habe, sie nicht nach Paris hin zu verheirathen. Davon war jetzt Esther hinlänglich überzeugt. Das beruhigte aber weder ihren Kummer, noch linderte es ihren Gram. Meyer bot alles auf, sie und Lea zu trösten. Er selbst zeigte sich nachdenkend und schien über einem Plan zu finnen. Er schrieb viel, und Boten brachten ihm oft Briefe, aber er verheimlichte den Seinen, was ihn so sehr beschäftigte. Endlich eröffnete er ihnen, daß er verreisen müsse, und verließ sie mit dem Versprechen einer baldigen Rückkehr.

Es war zu Ende des Juli und Mutter und Tochter saßen wieder im traulichen, das Herz erleichterndem Gespräche zusammen, wie an jenem Winterabend in Chalons. Zwar schlugen jetzt keine Schneeflocken an die Fenster, vielmehr waren diese weit geöffnet, um die erfrischende kühle Luft einzulassen; aber es war bereits tiefe Dämmerung, und das Zimmer dunkel. Und wiederum trat der Vater überraschend ein, und schmähle, daß die Stube nicht erleuchtet sei. Aber er zürnte nicht, er umarmte herzlich Frau und Tochter, die ihm mit freudigem Willkommen entgegenflogen, und hielt die Tochter zurück, als sie Licht holen wollte. „Laß das nur,“ sagte er; „meinen Begleiter werdet Ihr wohl auch im Dämmerungsschimmer erkennen.“

Jetzt sahen die Frauen erst, daß noch Jemand mit dem Vater gekommen war. Es war Manasse, der nun auf sie zuellte. Lea schrie auf. „Freue Dich nur nicht mit diesem Manne,“ rief ihr Meyer zu. „Bilde Dir nicht etwa ein, daß er freiwillig zu uns gekommen ist. Nein! ich habe ihn zwingen müssen. Erst hat es mir und unserm treuen Pierre unglaubliche Mühe gekostet, seinen Aufenthaltsort zu ermitteln. Endlich gelang es mir, und nun reiste ich zu ihm und trug ihm, freilich nur in dem Falle, daß Deine Mutter ihre Zustimmung und Du Deine Einwilligung gäbest, Deine Hand an. Er schlug sie aus, denn er bemerkte ganz richtig, er sei ein armer, beraubter Mann, der Dir nichts darbieten könne. Ich versicherte ihm, daß ich bei mäßigen Ansprüchen uns alle befriedigen und vielleicht auch Mittel finden würde, ihm hier die Errichtung einer Fabrik möglich zu machen, und dann seine Kenntnisse und Thätigkeit mehr werth wären als einiges Geld. Aber er ergab sich nicht so leicht, und es kostete mir genug Ueberredung, bis ich ihn bewog, mir hieher zu folgen. Nun weißt Du, wie es sich mit seiner Ankunft verhält, und magst nach Belieben entscheiden. Du forderst ja gern Bedenkzeit. Nun wohl, sie sei Dir gewährt, so lange Du willst; ich werde Dich nicht übereilen.“

Die Freude war in das noch vor Kurzem so betrübte Haus eingekehrt. Im Spätherbst kam Pierre einige Tage vor der Hochzeit des jungen Baares an, zu der man ihn eingeladen hatte.

„Ich will Euch mein Hochzeitsgeschenk nur gleich zustellen,“ sagte er zu Manasse. „Es ist Euer gerettetes Vermögen.“

Alle erstaunten und drangen mit Fragen in Pierre, dem jedoch die Antworten nur mit Mühe entrißen wurden. Es ergab sich nun, daß Pierre gleich nach Meyer's erstem Briefe an ihn, in welchem er sich nach Manasse erkundigte, nach Paris gegangen war, um dort persönlich Nachrichten einzuziehen. Niemand wußte ihm die gewünschte Auskunft zu geben. Dagegen erfuhr er, daß die Fabriken verschenkt werden sollten. Es lag nur darin eine Schwierigkeit, daß mit der Uebnahme die Verbindlichkeit zur Fortsetzung des Betriebes verknüpft war, worauf sich nicht Jeder so leicht einlassen konnte; daher nur einige dieser Häuser schon neue Besitzer erhalten hatten. Zum Glück war Manasse's Fabrik noch frei, und Pierre wendete die geeigneten Mittel an, sie sich überweisen zu lassen. Die brotlosen Arbeiter waren froh, wieder Beschäftigung zu erhalten; Pierre stellte den Tüchtigsten derselben als Werkführer an, erhielt die Fabrik in Gang und hatte nun Müße, sich nach einem Käufer umzusehen. Es fand sich ein solcher, der die Fabrik mit allen Beständen auf leidliche Bedingungen an sich brachte,

und die Redlichkeit Pierre's setzte Manasse wieder in den Besitz eines Vermögens, an dessen Wiedererlangung zu glauben, ihm noch den Tag vorher eine Thorheit erschienen hätte.

„Wir sind so froh,“ sagte Meyer beim Hochzeitsmahl, „die Zeit der Prüfung ist vorüber, und wir sehen heiteren Tagen entgegen. O, könnte doch mein verfolgtes Volk auch so frei athmen! Aber mir sagt es mein Herz, und ich baue auf Gott, der jede fromme Hoffnung erfüllt: auch meines Volkes Prüfungszeit wird vorüber gehen, und es wird einst noch heitere Tage schauen. Die Menschen werden eine höhere Besitzung gewinnen, und die Liebe wird verbinden, was ein feindseliger Wahn jetzt trennt. Wie wir jetzt durch die innigsten Bande der Freundschaft mit unserm theuern Pierre verknüpft sind, und kein Wahn, kein falscher Glaubenseifer unsere Herzen scheidet, so werden einst allgemein die Schranken des Vorurtheils fallen, der Christ und der Jude werden einander treu und liebend die helfende Bruderhand reichen, jeder fest in seinem Glauben, alle einig darin, Gutes zu wirken und das Wohl der Menschen nach besten Kräften durch eine rühmliche Thätigkeit zu befördern.“

Dr. Francolin.

Feuilleton.

Berlin. Zahlen frappiren, und so dürfte die untenstehende Angabe gerade jetzt unsern Lesern von Interesse sein, wo von einer großen Partei stets mit erneuter Dreistigkeit behauptet wird, daß die politischen Bewegungen des vorigen Jahres Handel und Gewerbe niedergedrückt, während die Wiederherstellung der „Ruhe und Ordnung“ von günstigem Einfluß auf dieselben sei. Wie sich die Hauptstadt bei dieser Behauptung verhält, die angeblich am meisten im vorigen Jahre gelitten hat und jetzt die gesegneten Zustände am ehesten fühlen soll, geht wohl am deutlichsten aus dem nachstehenden Verzeichnisse der hier leer stehenden Wohnungen hervor:

Im 1. Quartal 1848	standen	Wohn.	leer:	2219.
= 2.	=	=	=	= 2943.
= 3.	=	=	=	= 3800.
= 4.	=	=	=	= 4529.
= 1.	=	1849	=	= 4560.
= 2.	=	=	=	= 4632.
= 3.	=	=	=	= 4644.

Breslau. Hier erschien: Der Reaktionenär. Eine politische Schrift für alle treue Preußen.

Den Offizieren der preussischen Armee gewidmet von Valerian Graf Pfeil. — In dieser Schand-schrift heißt es: S. 1. Die erhaltene Konstitution ist der Ruin des Vaterlandes. Im absoluten Herrscher suche ich das alleinige Heil. — Die Herren Offiziere sind die Besten Preußens. — Hingebend tragen sie die schändliche schwarz-roth-goldene Kokarde. — S. 7. Nichts billige ich, was seit dem März 1848 eingeführt und unternommen ist, bis auf die Intervention in Sachsen und Baden, die ich vollständig billige. — S. 9. Sicher wäre die Revolution schon unter Friedrich Wilhelm III. ausgebrochen, hätte er nicht zum geeigneten Momente Männer wie Schön und Boyen, Hardenberg und Stein zu entfernen, oder ihren zu weit greifenden Ideen in seinen festen Willen eine moralische Schranke zu setzen gewußt. — S. 12. Der demokratische Fortschritt ist ein Kind teuflischer Verworfenheit. — S. 14. Das heilige Recht eines absoluten Königs haben die Errungenschaften uns gestohlen. — S. 15. Was wir jetzt unter „Demokrat“ verstehen, das, glaube ich, läßt im Deutschen sich nur durch das Wort „Lasterbalg“ wiedergeben. — S. 16. Der Abschäum der

Menschheit ist die Triebfeder der Gährungen in Europa. — S. 19. Einem Frauenzimmer, das, ohne daß Kinkel sie etwas angeht, öffentlich Se. Majestät um Gnade, Gnade für Kinkel anspricht, wäre der Besen auf einen gewissen, weichen, vorher zu entblößenden Theil des Körpers, an allen vier Ecken eines Marktes, der beste Bescheid. — S. 26. Es möge ein Preßgesetz erscheinen, welches für Preßvergehen sogar die Todesstrafe beantragen kann. — S. 29 und 30. Amnestie und ewige Amnestie. Das Herz im Leibe dreht sich um, ließt man, daß so absichtlich moralische Unsitlichkeit (sic) herbeigeführt wird. — S. 31. Man ruft dem Herrscher zu: „Milde, Milde! Nur kein Menschenblut vergießen!“ Das ist schurkisch, ist infam. Es ist besser, daß tausend Verbrecher verhungern, oder an Kartoffelschalen nagen, als daß ein rechtschaffener Mann wegen ihnen (sic) zu Grunde gehe. Würden einmal tausend Gallunken gehangen, damit brave Menschen Unterhalt gewinnen, gleich wäre das Geschrei über Rohheit da. — S. 32. Heut zu Tage müssen zu Hunderttausenden die Köpfe durch das Schwert der Gerechtigkeit fallen, damit zu Millionen die Köpfe vor dem Beil des Unrechts geschützt bleiben. — S. 33. Es wuchert unter Schullehrern, Geistlichen und Richtern entsetzliches Unkraut. Die Schullehrer, die aufgeblasen sind, wie die Feuerkröten, und aus frevelhaftem Hochmuth die Kirche nicht mehr über sich dulden wollen, müssen vom Amte gejagt werden, daß sie die Schuhe verlieren, und wie Galgenvögel muß man sie aus dem Lande peitschen. Es müssen die Geistlichen, die lehren: Werdet Demokraten — an allen Gliedern geschlossen und an einen finstern Ort geschmissen werden. Die Richter, die es zugeben, daß ein Inculpat keinen Eid leistete, weil er angiebt, an keinen Gott zu glauben, müssen am schärfsten bestraft werden. Man lege ihnen das hochverräterische Haupt vor ihre schlechten Füße. — S. 37. Die Erschießungen in Baden genügen mir weder in der Zahl, noch in der Art und Weise. — S. 39. Unfasslich bleibt mir die Disziplin der Umgebung des Königs, als Jacoby sich unterstand, der Majestät mit frecher Rede unter die Augen zu treten. Warum damals dem Juden Niemand den Degen durch den Leib rannte, das verstehe ich heute noch nicht. — S. 44. Ich halte es für Pflicht, daß die Konstitution wieder aufgehoben werde. Es geht ganz sicher, denn wer wird es wehren? — Erhebt die eine Million, in deren Wunsch sie liegt, ein zu großes Geschrei, und läßt sie sich in Güte gar nicht beruhigen, nun, so muß die Todesstrafe schon etwas nachhelfen. Wer nicht hören will, muß fühlen. — Das sind Ansichten von Gottes Gnaden und dem Könige wohlgefällig.

Leipzig. In dem eben erschienenen Bücherkatalog für Michaeli 1849 nehmen die Schriften über die deutschen Revolutionen des vorigen und des gegenwärtigen Jahres und über die daraus hervorgegangenen Verfassungs- und Gesetzgebungsarbeiten begreiflicherweise eine bedeutende Stelle ein. Außer einer Menge von Monographien über die Kämpfe und Erhebungen in einzelnen Ländern, besonders Baden und Sachsen, umfassen folgende Werke das Ganze des großen Revolutionsdramas oder doch die hervorragenden und ausschlaggebenden Partien desselben, wie die Kämpfe zu Wien und Berlin. Dahin gehören Adels Carl (Streckfuß): Die Staatsumwälzungen der Jahre 1848 und 1849“ und „Die Berliner Freiheitskämpfe,“ 1½ Thlr., Berlin, Sacco, in Hefen zu 3 Ngr.; „Deutsche Chronik des Jahres 1848,“ Berlin, Hahn, 1½ Thlr.; „Illustrierte Chronik des Jahres 1849,“ Leipzig, Weber, zwölf Hefen zu 6 Ngr. 1/2; „Rückblick auf die Weltauge Wiens,“ Wien, Schaumburg, 4 Ngr. „Entwürfe aus Österreichs jüngster Vergangenheit,“ von einem Mitglied der Linken des aufgelösten Reichstags (Violand), Hamburg, Hoffmann und Campe, 1½ Thlr. Fröbel, „Briefe über die Wiener Octoberrevolution,“ Frankfurt a. M., Meidinger, 12 Ngr.; J. Günther, „Die Ereignisse des Jahres 1848,“ Jena, Mauke, in Hefen zu 7½ Ngr.; „Die Gegenwart“ (eine Fortsetzung des Conversationslexikons der Gegenwart), Leipzig, Brockhaus; „Genesis der Revolution in Oesterreich,“ Leipzig, Fr. Fleischer; Gneist, „Berliner Zustände vom 18. März 1848 bis dahin 1849,“ Berlin, Besser, 20 Ngr.; Held, „Geschichte der Berliner Revolution,“ Berlin, Expedition der Locomotive, das Heft ¼ Thlr.; „Das Jahr 1848,“ Nürnberg, Endler, 8 Ngr. — Dasselbe, Baugen, Helfer, 18 Ngr.; Schweder, „Buch der Revolutionen des Jahres 1848,“ Leipzig, Fritzsche, 6 Ngr.; Ad. Stahr, „Die preussische Revolution,“ Oldenburg, Stalling, 1 Thlr.; Steinmann, „Geschichte der Revolution in Preußen,“ in Hefen zu 3½ Ngr.; „Wiens Octobertage,“ St. Gallen, Scheitlin, 1 Thlr.; W. Zimmermann, „Die deutsche Revolution,“ Karlsruhe, Kunstverlag, ¾ Thlr. Ferner sind dahin zu rechnen die Schriften, welche einzelne Seiten dieser Kämpfe oder Persönlichkeiten behandeln, wie: Streckfuß, „Organisation der Volkspartei in Berlin,“ Berlin, Gerhard, 5 Ngr.; Steinmann, „Waldeck,“ 12 Ngr.; „Temme,“ 20 Ngr.; Ruge, „Gründung der Demokratie in Deutschland,“ Leipzig, Verlagsbureau, 12 Ngr.; „Revolutionsbibliothek“, enthaltend 30 Schriften von Jacoby, Temme, Waldeck etc., Berlin, Stargardt, 1½ Thlr.; „Mysterien der Berliner Demokratie,“ Berlin, Springer, ½ Thlr.; dasselbe,

Meißen, Götsche, $\frac{3}{4}$ Thlr. Und von der entgegengesetzten Seite: Levin Schücking, „Heinrich Gagern. Ein Lichtbild.“ Auch der geschichtliche Roman hat sich des Revolutionsstoffs bemächtigt; hier sind namentlich hervorzuheben: Sternberg, „Neupreußische Zeitgeschichten,“ zwei Bände (erster Band die Royalisten) und Belani, „So war es.“ Beide Romane spielen während und nach den Berliner Märzereignissen. Die Vorgänge in Baden von diesem Jahre behandeln: „Blicke auf Rheinbaiern und Westphalen,“ Leipzig, Matthes, 2 Ngr.; Mieroslawski, „Feldzug in Baden,“ Bern, Jenny, 8 Ngr.; die in Sachsen: Ed. Bauer, „Die Demagogie in Sachsen“ (antiradical); Hirschel, „Sachsens jüngste Vergangenheit“ (radical); „Das Dresdener Blutbad“; „Die treuen Bürgerwehren Sachsens“; „Enthüllungen über die Maiereignisse in Dresden“; Krause, „Der Aufruhr in Dresden“; desgleichen von Meißel, „Rückblicke auf die jüngste Vergangenheit,“ von einem Sachsen; Sievert, „Der Kampf in Dresden“; „Sündenregister der sächsischen Kammern von 1849“ u. a. m. Das erste deutsche Parlament ist natürlich Gegenstand verschiedener Schilderungen und Beurtheilungen geworden. Die meisten derselben sind aus der Mitte dieser Versammlung hervorgegangen und haben deshalb mehr oder weniger einen memoirenartigen Charakter. Zum Theil gilt dies selbst von Laube's „Erstem deutschen Parlament,“ obgleich dieses auf drei Bände angelegte Werk (zwei Bände sind erschienen, Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, der Band $\frac{1}{2}$ Thlr.) sich äußerlich als eine wirkliche pragmatische Geschichtsdarstellung giebt. In noch höherem Grade ist dies der Fall bei dem „zweiten Parteibericht aus dem rechten Centrum“ von N. Gaym, Berlin, Amelang, $1\frac{1}{2}$ Thlr. (der erste erschien bereits im vorigen Jahre), und den persönlichen Rechenschaftsberichten von Meißer (Bonn, Marcus) und Beit (Berlin, Beit), sodann bei den „Briefen aus Frankfurt und Paris von Fr. v. Kaumer (zwei Bände, 4 Thlr., Leipzig, Brockhaus) und den „Erinnerungen aus der Paulskirche,“ von Karl Biedermann, Leipzig, G. Mayer, $1\frac{1}{4}$ Thlr. Ein sehr werthvolles Material versprechen die unter der Presse befindlichen „Protokolle des Verfassungsausschusses,“ herausgegeben von Droysen, Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 2 Thlr. Alle diese Schilderungen sind, nach den Namen ihrer Verfasser zu urtheilen, vom Standpunkt des Centrum's, oder der sogenannten Weidenbuschpartei geschrieben. Vom großdeutschen Standpunkt weist der Katalog keine Darstellung dieser Art auf; vom Standpunkt der Linken wäre nur etwa Rossmäßler's „die Nationalversammlung in Stuttgart,“ Hechingen, Egersdorff, $\frac{1}{2}$ Thlr.

zu erwähnen, eine Schrift, die freilich dem Titel nach einen ganz andern Zeitabschnitt als jenen vorgenannten behandelt. Bloß statistischen Werth hat der „Parlamentskalender“ von Köstler und Dels. Von außerhalb des Parlaments Stehenden haben über dasselbe geschrieben: Bruno Bauer „der Untergang des Frankfurter Parlaments.“ Berlin, Gerhard, $1\frac{1}{2}$ Thlr.; Kämpf: „Die deutsche Nationalversammlung vor der Kritik des Staatsrechts,“ Berlin, Decker'sche Buchhandlung, $22\frac{1}{2}$ Ngr.; Meyer: „Fünf Vierteljahre Volkssouveränität,“ Gotha, Stollberg, $2\frac{1}{2}$ Ngr. (gegen M. v. Gagern's Rechenschaftsbericht an seine Wähler, welcher letztere nicht in den Buchhandel gekommen zu sein scheint). Ueber das Verfassungswerk des Parlaments speciell handeln (die vielen Ausgaben und Commentare der Verfassung und der Grundrechte ungerechnet): das bekannte, in 7 Auflagen erschienene Schriftchen von Hansemann, Berlin, Schneider, $\frac{1}{2}$ Thlr.; Fr. Rohmer's Sendschreiben an die bairische Regierung wegen Annahme der Frankfurter Verfassung; Stahl (über die deutsche Reichsverfassung nach der Frankfurter und der Berliner Aufstellung), Berlin, Besser, 12 Ngr. Die Geschichte des ersten österreichischen Reichstags hat geschrieben Schelling (Wien, Jasper, in Heften zu 12 Ngr.), die der preussischen Kammern Ferd. Fischer (Mitglied der jetzigen ersten Kammer), Berlin, Duncker und Humblot; auch eine des hannoverschen Landtags und des Ministeriums Stüve ist erschienen, Hannover, Voßwitz, $\frac{1}{2}$ Thlr. Die vielen Monographien über einzelne Gegenstände der Gesetzgebung, die zahlreichen amtlichen und nichtamtlichen Ausgaben mit und ohne Commentar, von Gesetzentwürfen aller Art hier aufzuführen, würde zu weitläufig sein. Bemerkenswerth ist, daß auch die Verfassungen fremder Länder, ihre Darstellung und Vergleichung, besonders mit der deutschen Reichsverfassung, mehrfach ein Gegenstand theils wirklich wissenschaftlicher Bearbeitung, theils bloß buchhändlerischer Spekulation geworden sind. Zur erstern Klasse gehören vor allem M. Chevaliers Studien über die nordamerikanische Verfassung (deutsch von Engel, Wien, Beck, 24 Ngr.) und Mittermaiers „die englische Verfassung in ihrer Entwicklung“ Heidelberg, Mohr, $\frac{1}{2}$ Thlr., sodann noch Bromme: „die Verfassungen Nordamerikas, Englands, der Schweiz etc., verglichen mit der deutschen Reichsverfassung,“ Stuttgart, Hoffmann, $\frac{3}{4}$ Thlr., woneben eine ähnliche Zusammenstellung in Berlin bei Weyl ($\frac{1}{2}$ Thlr.) erschienen ist. Endlich sei noch einiger interessanter Schriften und Schriftchen über die sociale Frage Erwähnung gethan, so: Proudhon „Die Volksbank,“ Frankfurt

a. M., liter. Anstalt, $\frac{1}{2}$ Thlr.; „Das Recht auf Arbeit,“ Leipzig, Verlagsbureau, 12 Ngr.; Michelet „Die Lösung der gesellschaftlichen Frage,“ Frankfurt a. M., Frowisch, $\frac{1}{2}$ Thlr.; derselbe: „Die gesellschaftliche Frage und der Freihandel,“ Berlin, Gerhard, 3 Ngr.; Thiers: „Das Eigenthum,“ Breslau, Gosehorst, 1 $\frac{1}{2}$ Ngr.; „L. Blanc und Thiers über die sociale Frage,“ Breslau, Schumann, $\frac{1}{2}$ Thlr.; Ketteler (katholischer Priester): „Die sociale Frage der Gegenwart,“ Predigten, Mainz, Kirchheim, 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.; Cosmann: „Beitrag zur Lösung der socialen Frage,“ Koblenz, Bädeler, $\frac{1}{2}$ Thlr.; „Theorie des Socialismus,“ Leipzig, Dyk, $\frac{1}{2}$ Thlr.

München. Feldmann hat ein allerliebsteß dreiaktiges Lustspiel an die Bühnen versandt: „Ein altes Herz.“ Charakterzeichnung, Situation, reich an komischer Wirkung. Unter den vielen pikanten Stellen des Dialogs heißt es: So seid Ihr Mädchen, Ihr leichtsinnigen Wesen, auf leere Worte hin besteigt Ihr gleich den Luftballon der Liebe, um zum Gehimmel emporzuschweben, nicht bedenkend, daß diesem großen Windbeutel oft gar schnell die Tragkraft ausgeht, und daß man sich mit einem tüchtigen Fallschirm versehen muß, um nicht beim Herabsturz das Herz zu brechen. — — — An einer anderen Stelle heißt es: Bis so ein Maler fertig wird, dauert es gar lange. Wenn er auf die Akademie kommt, muß er erst ein Jahr in die Klasse der Nasen und Ohren, dann ein Jahr in die der Köpfe, dann zwei Jahre in die der ganzen Männerchen, dann wieder ein bis drei Jahre auf den Gyps, dann ein Paar Jahre zur Akt-Zeichnung, dann erst wieder einige Jahre in die Klasse der Anatomie, um den Tod zu copiren, und dann, wenn er ganz fertig ist, hat er Nichts zu leben.

Paris. Seit dem 1. Januar 1840 bis 1. August 1849 sind aus den französischen Pressen 87,000 neue Werke, Broschüren und Pamphlets hervorgegangen, ferner 3700 Wiederabdrücke älterer Werke, römische und französische Kaffiker und über 4000 Uebersetzungen aus den neueren Sprachen, darunter etwa ein Drittel aus dem Englischen, nächst denen die Uebersetzungen aus dem Deutschen und Spanischen am zahlreichsten sind. Für die aufgeführten und später gedruckten dramatischen Werke sind 900 Verfasser genannt, für die noch nicht aufgeführten nur 60. Werke über Geheimwissenschaft, Cabala, Chiromantie, Nekromantie sind 200 herausgekommen, heraldische, genealogische u. 75. Ueber den Socialismus, Fourierismus, Communismus u. handeln über 20,000 Werke. Romane und Novellen sind etwa 6000, Reisebeschreibungen 800 erschienen. Didot berech-

net, daß mit dem hierzu verwandten Papier die Oberfläche der 86 Departements von Frankreich mehr denn zwei Mal bedeckt werden könnte.

Nastatt. Bei den Executionen, die von „meinem herrlichen Kriegsbeer“, den preussischen Truppen, in Baden verübt werden, läßt man die Nachrichten nicht commandiren, sondern sich freiwillig melden, um den echten Preussensinn der Soldaten, im Geiste der Berliner Kreuzzeitung, mit Gott für König und Vaterland, zu erproben. Die Herren Offiziere lassen sich das Vergnügen nicht nehmen, die Gewehre selbst zu laden. Doch um auch hier der frömmelnden Lüge zu huldigen, erhalten nicht alle Soldaten Kugeln in den Lauf. Auf diese Weise kann Keiner, nach den Befehlen, Gewissensbisse kriegen, da Niemand weiß, ob seine Waffe getödtet hat, oder nicht. —

Neutlingen. Die hiesigen Artilleristen der Bürgerwehr haben bei ihrem jüngsten Freischießen einen Freischärler auf der Scheibe gehabt, während vor einem Jahre Windischgrätz und der König von Preußen darauf gewesen. Die Zeiten ändern sich und die Menschen mit ihnen. Beide werden aber durch diese Aenderung nicht besser, sondern nur immer schlechter, jämmerlicher.

San Francisco. Ein Journal von San Francisco vom 14. Juni enthielt die Anzeige, daß eine Ladung von 800 Tonnen Frauenzimmern (800 tons of women) von Lowell erwartet würde; das bedeutet nemlich, ein Schiff von 800 Tonnen Gehalt sei ganz mit Frauenzimmern belastet, die sich nach dem Goldlande begeben.

Stettin. Gottfried Kinkel, der geniale Professor aus Bonn, ist hier durch in's Zuchthaus abgeführt worden. Dort wird er zur Schmach eines Jeden sitzen, der diesem seltenen Manne, dessen einziges Verbrechen: von der deutschen Hundennatur nicht angefressen zu sein, die Freiheit lassen oder wiedergeben konnte, und es nicht that. Es giebt Zeiten, in denen es mehr schändet, in einer gewissen Deputirten-Kammer zu sitzen, als in einem Zuchthause.

Wien. Eine neue empörende Gewaltthat zu den zahllosen der österreichischen Sklaven wird aus Ungarn in dem folgenden Briefe einer Dame berichtet: „In unserer nächsten Nähe übergab sich eine Armee der Ungarn, 40,000 Mann stark mit 40 Kanonen. Zwei Tage später rückten die k. k. Truppen, eine Abtheilung Lichtenstein Cheveauxlegers mit einem Rittmeister *** aus *** gebürtig, in Rusky ein. Ich mag wohl durch mein großes beneidenswerthes

häusliches Glück mit Feinde in Rusky gemacht haben, die sich vorgenommen, es zu zertrümmern, denn keiner andern Schuld bin ich mir bewußt. Zwei Familien, gemeine ungebildete Familien, *** und ****, vereinigten sich mit oben besagtem Rittmeister, das Gräßliche zu beginnen. Genug, ich wurde aus den Armen meines Gatten, aus dem Kreise meiner Kinder, aus den heiligen Mauern meines geehrten Hauses gerissen, ohne Klage, ohne Verhör, ohne Richter in einem Quarree von Militärs, in meinem eigenen Orte, Angesichts der Bevölkerung — die gewohnt war, mich zu ehren, nicht weil ich ihre Herrin, sondern weil mein Wandel es verdient — mit Ruthen gepeitscht. Sehen Sie, ich schreibe dieses Wort nieder, ohne zu sterben! Aber mein Mann gab sich den Tod. Aller Waffen beraubt, erschoss er sich mit einem Böller. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft. Ich wurde weiter nach Karansebes geschleppt. Das Volk wollte die Urheber dieser Gräueltöden, nur der Schutz des Militärs rettete ihr Leben. Mein ältester Sohn wurde mit der Görgey'schen Armee gefangen und als Gemeiner nach Italien gesandt, und so ist das Maß meines Glendes voll. Mein Unglück ist grenzenlos und ohne Beispiel sind die Qualen, die ich ausgestanden. F. v. Maderspach. — Die Deutschen lesen dies und bleiben ruhig. —

* * Friedrich Hebbel hat den ersten Akt seiner Tragödie: „Herodes und Mariamne“ in den „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur“ von H. Th. Rötischer abdrucken lassen. Dieser erste Akt macht uns theils begierig, theils sehr wenig begierig, das ganze Trauerspiel kennen zu lernen. Derselbe zeigt nemlich allerdings, daß Hebbel das Titanische seiner Muse etwas mehr gezähmt hat, als es in seinen früheren Tragödien der Fall war; er hat den „Herodes“ vermuthlich gleich für die Bühne berechnet und sich daher selbst Fesseln angelegt. Auf der anderen Seite haben wir aber auch in diesem Akte des Leichengeruches genug. Das Stück schildert den Konflikt zweier Welten, der untergehenden alten und der der werdenden neuen, wie Herr Rötischer die Tendenz desselben erläutert; jene repräsentirt Herodes. Der Charakter scheint von Hebbel grandios angelegt zu sein, aber er kämpft auch hier wieder mit der Ungeheuerlichkeit seiner Phantastie. Herodes hat den Bruder seiner Gattin Mariamne, Aristobolus, ermorden lassen, seine Pläne haben ihn verführt, ihren Liebling zu opfern und dadurch hat er das ihn liebende Weib tödtlich verletzt. Die innige

Liebe Beider zu einander ist auf das Tiefste erschüttert, Herodes will sogar die Mariamne aufopfern, wenn seine Politik es so fordern sollte, kurz wir sind schon im ersten Akt auf der Folter und können uns das Grausen denken, welches nach den Wiener Berichten die Zuschauer im fünften Akte ergriff, als nun Beide das Opfer des Konfliktes werden. Es ist traurig und bei den mannichfachen Verfehrtheiten unserer dramatischen Dichter tief zu bedauern, daß ein so außerordentliches Talent wie das Hebbel's, stets auf Abwegen wandelt. Man kommt gar nicht zum Genuß der poetischen Schönheiten, welche auch in diesem ersten Akte in der großen Scene zwischen Herodes und Mariamne sich finden, und wird augenblicklich wieder verstimmt durch die entsetzlichen Beigaben. — Die Tragödie Hebbel's ist übrigens in Wien, wo sie bisher unseres Wissens allein zur Aufführung kam, bereits unter sagt und wird vorläufig die Breiter nicht wieder betreten. Dasselbe Schicksal hat seine „Maria Magdalena“. Ein neues Stück „Der Rubin“ ist ihm als nicht geeignet zurückgegeben. Vielleicht liegt hier eine Verwechslung mit dem vor zwei Jahren schon gedruckten Lustspiel „Der Diamant“ vor, wiewohl kaum anzunehmen ist, daß Hebbel es unternehmen sollte, dies bei aller Genialität tolle Stück auf die Bühne zu bringen. Wie sehr die Theaterzensur in Wien wieder blüht, kann man daraus entnehmen, daß selbst des unschuldigen Bauernfeld unschuldigem Phrasenlustspiel „Großjährig“ vom Hofburgtheater verbannt worden ist. (W. Z.)

Würzburg. In dem ¼ Stunden von Würzburg entfernten Dorfe Unterdürnbach wurde einer kranken Frau das Essen von Birnen vom Arzte verordnet. Da im Pfarrersgarten ein Baum mit guten reifen Birnen stand, so ging ihr Mann zum Pfarrer Troll, um für einige Kreuzer zu kaufen. Der Pfarrer erklärte ihm übermüthig, er verkaufe seine Birnen bloß megenweise. Hierüber aufgebracht, stieg Nachts unser Mann in den Pfarrersgarten, um für seine kranke Frau Birnen zu entwenden. Als er auf dem Birnbaum saß, öffnete sich die Pfarrhausthüre und der Pfarrer nebst seiner Köchin traten heraus und vergruben unter dem Birnbaum in einer Schwachtel ein erwürgtes neugeborenes Kind. Die ärztliche Untersuchung führte zu dem Resultate, daß dieses Kind vom Pfarrer mit seiner Köchin war gezeugt worden und wahrscheinlich von beiden ermordet wurde. Jetzt sitzen der Pfarrer und seine Köchin in der Frohnfeste.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.